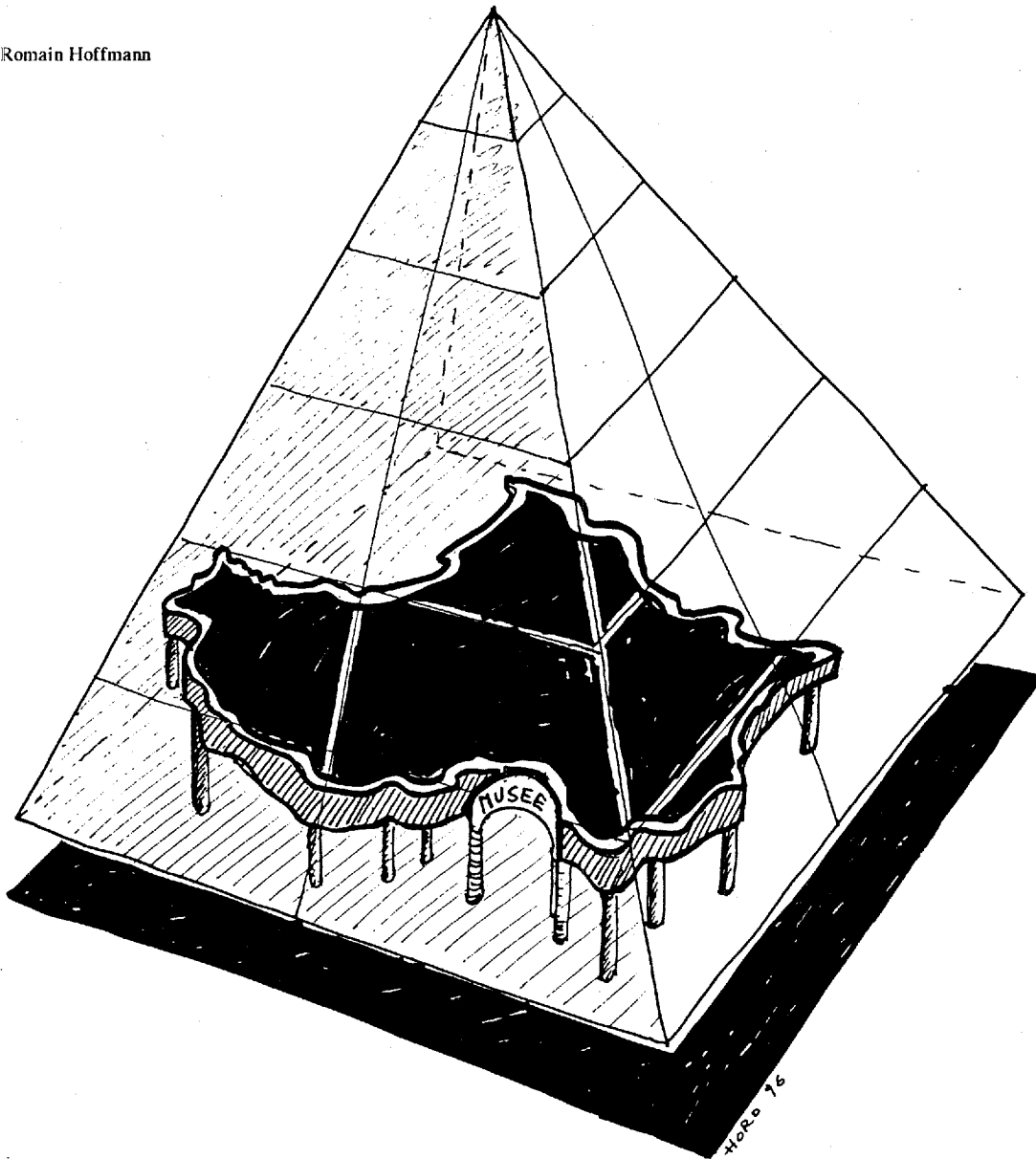


Romain Hoffmann



Museen in Luxemburg

Nach dem Kulturbloom des vergangenen Jahres stehen für 1996 zwei seit langem erwartete, immer wieder verschobene Eröffnungen von viel diskutierten Museen auf dem Programm: das von der Regierung getragene Musée d'histoire naturelle und das ausschließlich von der Hauptstadt finanzierte Musée d'histoire de la ville de Luxembourg.

Neben diesen beiden realen Projekten schwirren eine ganze Reihe anderer Museumsideen durch die kulturelle Luft. Erwähnt sei auf Regierungsseite an erster Stelle das in einigen mehr oder weniger kostspieligen Varianten bestens als "Pei-Museum" bekannte Zentrum für zeitgenössische Kunst, das der Innovations-

klassiker Ieoh Ming Pei auf den Ruinen von Fort Thüngen errichten will. Sozusagen als Kompensation scheint die Lobby der Festungsfreunde, die sich mehr als hundert Jahre nach dem Schleifungsbeschluß für die Bundesfestung nicht mit deren von der Regierung finanziertem Wiederaufbau anfreunden kann, bei Kulturministerin Erna Hennicot-Schoepges erreicht zu haben, daß auf Drei Eichen auch ein Festungsmuseum eingerichtet werden soll, wohl in der ängstlichen Hoffnung, daß das städtische Museum diese Lücke nicht schließen wird.

Darüberhinaus trägt sich das traditionsreiche Musée national d'Histoire et d'Art am Fischmarkt mit Er-

Diese Museumsinflation ist zweifellos Ausdruck einer in unserer rastlosen Zeit immer häufiger feststellbaren Suche nach Identität und Verwurzelung, eines Dranges vieler Zeitgenossen, sich der eigenen individuellen und kollektiven Herkunft zu vergewissern.

weiterungsplänen, um Raum, für den Ertrag der unendlich vielen Notgrabungen zu schaffen, Ertrag, der seit Dezember 1995 in einer szenographisch-theatralisch beeindruckenden Weise vorgeführt wird. Schade, daß nicht einmal im Jahr aller Kulturen Geld da war, um die vom Fonds de rénovation de la vieille ville finanzierte Ausgrabung vor den Pforten des Nationalmuseums vor Ort einem breiteren Publikum mit den notwendigen Erläuterungen vorzustellen. Vielleicht ein Glück, daß das städtische Museum demnächst Geld und Raum zur Verfügung stellt für die sachgerechte Aufarbeitung und Ausstellung von archäologischen Zeugnissen aus der Stadtgeschichte: "Wiedergutmachungsversuche für einen gewagten Umbau von historischen Gebäuden oder unzureichende eigene Sammlungen?" spöttelt auf staatlicher Seite der eine oder andere Kritiker des ambitionierten Stadtprojekts und wird sich bis zur Vernissage zwischen Ostern und Pfingsten in Geduld üben müssen. Eine Vorschau auf das Stadtmuseum bietet allerdings zur Zeit schon "Rendez-vous Lëtzebuerg", so daß "forum" auf eine inhaltliche Vorstellung verzichtet hat.

Die Eröffnung immer neuer kunst-, natur-, stadthistorischer, archäologischer und andersgearteter Museen ist kein rein luxemburgisches Phänomen. "Geschichte im Museum ist ein Geschäft mit gewaltigen Zuwachsraten," schrieb schon 1990 Mike Seidensticker in 'Geschichte lernen', Heft 14: "Seit 1969 hat sich die Anzahl historischer Museen bundesweit nahezu verdreifacht. Über 2.500 Geschichtshäuser gibt es heute. Rund 65 Millionen Besucher waren es im vergangenen Jahr. Spitzenreiter in der Zuschauergunst sind die historischen Museen, weit vor der Kunst." Diese Museumsinflation ist zweifellos Ausdruck einer in unserer rastlosen Zeit immer häufiger feststellbaren Suche nach Identität und Verwurzelung, eines Dranges vieler Zeitgenossen, sich der eigenen individuellen und kollektiven Herkunft zu vergewissern (vgl. m.p., in: d'Lëtzeburger Land, 9.6.1995).

Der emsige bildungsbürgerliche luxemburgische Leser der internationalen deutschen, französischen oder englischen Presse erfährt in seinem Feuilleton, daß dieser Museumsboom auch von einer öffentlichen Auseinandersetzung über Sinn und Unsinn von Museen sowie über Ausstellungskonzeptionen von Stararchitekten und -museographen begleitet ist. In Luxemburg hält sich diese kulturpolitische Debatte in Grenzen oder wird höchstens aus niedrigsten parteipolitischen Beweggründen über Prioritäten bei den öffentlichen Finanzen geführt.

Das vorliegende "forum"-Dossier stellt einige Fallbeispiele historischer Museen vor: Sportsmuseum, Land- und Kutschenmuseen in Pettingen, Museum der Zwangsrekrutierten im Bahnhof Hollerich, Dokumentationszentrum für die Geschichte der Wanderungen in Düdelingen. Damit wird nur ein Bruchteil der derzeit diskutierten Museumsprojekte dokumentiert: Nicht zur Sprache kommen u. a. die Pläne für ein Biermuseum in Biwingen, für ein Schiefergrubenmuseum in Martelingen, für ein Henri-Tudor-Museum in Rosport, für ein Druckerei-Museum, das mal in Grevenmacher im Gespräch war, für ein Mühlenmuseum, für das schon verschiedene alte Mühlen

ins Auge gefaßt wurden, ... Man kann schon verstehen, daß der Staat nicht alle privaten Initiativen finanzieren kann, auch wenn die Absage der Kulturministerin an das Projekt Tudor etwas schroff gewirkt hat (vgl. d'Lëtzeburger Land, 8.12.1995). Und ob private Sponsoren für alle diese Museumspläne zu motivieren sind, ist genauso fraglich.

Es fehlt auch in Luxemburg eine Struktur für temporäre Ausstellungen. Die Kleinstadt Speyer organisiert im Historischen Museum der Pfalz etwa alle zwei Jahre eine Ausstellung mit internationaler Ausstrahlung. Nach den Saliern, die 1991 gezeigt wurden, zog 1995 das Werk Leonardo da Vincis rund 300 000 Besucher an, eine Zahl, die keine der Ausstellungen im Luxemburger Kulturjahr auch nur entfernt erreichte. Viele Luxemburger Projekte scheitern am Unwillen der Regierung, Geld und Personal in kostspielige Projekte zu investieren, die schnell zu rigiden, ständigen und leblosen Institutionen werden könnten. Doch warum wird nicht eine temporäre Ausstellungsstruktur geschaffen, die mit jeweils anderen Fachleuten bestückt werden müßte, um ambitionöse nationale Ausstellungen auf die Beine zu stellen bzw. internationale Ausstellungen an den nationalen Kontext anzupassen? Vielleicht wäre dann die für 1995-96 geplante Ausstellung über Graf Johann den Blinden, die angesichts des Erfolgs ähnlicher Mittelalterausstellungen im Ausland sicher Hunderttausende Besucher hätte anziehen können, nicht an materiellen - oder waren es eher mentale? - Hindernissen gescheitert.

Die Museen gehen keineswegs alle von denselben Voraussetzungen aus. Der lange Weg von der Idee bis zur Realisierung eines Museums, den Adeline Rispal, eine am Stadtmuseum in Luxemburg beteiligte Pariser Architektin, beschreibt, dürfte nicht nur meilenweit von den Träumen engagierter Sammler entfernt sein, sondern auch von der Vorgehensweise mancher öffentlichen Instanzen, die in den letzten Jahren ein Museum geplant haben, inklusive jener, von denen sie dann selbst um Mitarbeit gebeten wurde. Antoinette Reuter schreibt zurecht, daß auch in Luxemburg die Zeit des Amateurismus in der Museumsgestaltung wie in vielen anderen Kultursparten vorbei sein muß, daß die Stadt Luxemburg in dieser Hinsicht neue Maßstäbe setzt, u. a. auch für den Staat.

Schon die Motivation zur Schaffung eines Museums kann sehr verschiedenartig sein: Soll das Museum die Vergangenheit verherrlichen, gar sakralisieren, wie das bei einigen Nostalgikern vor allem von Museen über das ländliche Leben oder die Frühindustrialisierung manchmal den Anschein hat? Oder soll es vorrangig zur touristischen Aufwertung einer Region beitragen, fast unabhängig vom Inhalt? Soll es Dokumentationszentrum sein (wie das Mémorial de la Déportation und - in der ersten Phase - das Migrationszentrum in Düdelingen) oder gar Ort für Debatten über den historischen Stellenwert dieses oder jenes Elements aus der Vergangenheit unserer Gesellschaft bzw. über die Integration von zukünftigen Planungen in die bestehende historische Substanz? Soll das Museum der Firmenwerbung dienen, wie das jüngst eröffnete Bankenmuseum der 'Banque et Caisse d'Epargne de l'Etat' (mit seinen erstaunlichen Lücken in

der historischen Darstellung), wobei statt einer privaten Firma genausogut eine Gemeindeführung oder der Staat ihr/sein Image mit Hilfe eines Museums aufpolieren möchte?

Neben der unterschiedlichen Motivation gibt es - oft damit zusammenhängend - sehr verschiedene museographische Konzeptionen. Das merkt jeder Besucher der Archäologie-Ausstellung *Empreintes du passé* im Staatsmuseum, wenn er die einzelnen Sektionen miteinander vergleicht. Das Museum als Raritäten-Kabinett dürfte heute der Vergangenheit angehören, obschon das Peppinger Kutschen-Projekt durchaus noch daran erinnert. Doch es bleiben eine Fülle von Fragen, die sehr unterschiedliche Antworten finden können: Welchen Stellenwert sollen authentische historische Gegenstände erhalten? (Das Stadtmuseum optierte für deren Exklusivität: Nachahmungen sind dort verpönt, auch wenn dann bestimmte Sachverhalte mangels überlieferter Objekte nur schwer oder gar nicht zu vermitteln sind.) Inwieweit soll/darf auf reduzierte Modelle zurückgegriffen werden? Wie naturalistisch sollen Rekonstruktionen aussehen? Soll mittels spektakulärer Nachbauten eine historische Atmosphäre erzeugt werden, die den Zuschauer in die Vergangenheit versetzt und ihm erlaubt, sich mit den Menschen in der gezeigten Epoche zu identifizieren, oder soll lieber durch nüchterne Dokumentation kritische Distanz zur ausgestellten Epoche geschaffen werden? Der Ausstellung, die 1989 aus Anlaß der 150jährigen staatlichen Unabhängigkeit in der Limpertsberger Ausstellungshalle stattfand, wurde zumindest in bestimmten Sektoren vorgeworfen, zuviel Text auf flachen Wänden zu zeigen. Der derzeitigen Archäologie-Ausstellung im Staatsmuseum wirft mancher Kritiker vor, die historischen Erläuterungen seien zu knapp. Man sollte aber nicht vergessen, daß "die Vermittlung historischen Wissens im Museum weder durch die Zurschaustellung eines Objektes noch durch den erläuternden Text erfolgt, sondern durch das Erlebnis des gesamten Beziehungsgeflechtes, in das die Exponate eingebunden sind" (Heinrich Theodor Grütter, in: 'Geschichte lernen' 14/1990, a.a.O.).

Auch die Frage der Räume muß gestellt werden. Das geschieht im Dossier anhand des Staatsmuseums. Daß dessen Gebäude denkbar ungeeignet ist für eindrucksvolle und klar gegliederte Ausstellungen, wollten die Initiatoren der Archäologie-Ausstellung vielleicht bewußt aufzeigen. Ob die Entkernung von historischen Patrizierhäusern und eines Klosterstadthofs im Herzen der Altstadt für die Zwecke des neuen Stadtmuseums die glücklichste Lösung war, hat der Denkmalschützer schon in "forum" bezweifelt (vgl. Dossier über Stadtarchäologie in Nr. 143/April 1993). Im Fonds de Gras und in Martelingen entstehen zur Zeit erste Freilichtmuseen, die der Industrie und Arbeitswelt gewidmet sind. Es ist wohl noch zu früh diese in Luxemburg neuen Versuche kritisch zu bewerten.

Nicht von der Hand zu weisen ist angesichts des Museumsbooms auch die Gefahr einer Museifizierung der Geschichte. Bei der Stadt Luxemburg kann man sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, daß

das teure Museum nun jede Politik einer Konservierung historischer Bausubstanz an Ort und Stelle bzw. archäologischer Voruntersuchungen bei Bauprojekten im sensiblen Altstadtbereich ersetzen soll: Was zerstört wird, kann ja noch im Museum oder in der Photothek betrachtet werden! Doch das Problem liegt nicht nur beim Umgang mit architektonischen Zeugnissen der Vergangenheit: Inwiefern ist unsere Gesellschaft überhaupt bereit, sich bewußt und sichtbar mit ihrer Vergangenheit zu beschäftigen, auch mit deren Schattenseiten, oder verdrängt sie ihre Geschichte ins Museum? Wird das Biermuseum, um ein anderes Beispiel zu nennen, nur die Brautechnik und Biergläser- und Flaschensammlungen zeigen, oder wird es sich auch mit dem Problem des Alkoholismus auseinandersetzen?

Schließlich darf nicht vergessen werden, was Heinrich Theodor Grütter in 'Geschichte lernen' Nr. 14/1990 etwas abstrakt folgendermaßen formulierte: "Geschichte als Rekonstruktion der Vergangenheit ist immer eine Sinnkonstruktion, die vergangene Zeit im Blickwinkel der Gegenwart in einer ganz bestimmten Weise ordnet und damit den Relikten der Vergangenheit durch die Form der Präsentation einen immer neuen, sich auch verändernden Sinn zuweist. Insofern ist die anhaltende Diskussion, inwiefern Geschichte durch die Zusammenstellung von Ensembles und den Einsatz von bestimmten szenischen Mitteln inszeniert werden darf oder das Objekt als einzelnes in seiner ihm eigenen Aura präsentiert werden muß, für die historische Ausstellung eine Scheinkontroverse, da Geschichte im Museum immer inszeniert wird, indem man die Objekte nach bestimmten Kriterien im Raum anordnet. Interessant ist allein die Frage, welche Kriterien angelegt werden, das heißt, nach welchem Geschichtsbegriff und -verständnis die Objekte der Vergangenheit unter der Maßgabe der Eigengesetzlichkeit des Mediums Museum zu sinnvollen Konstrukten arrangiert werden. Jeder Versuch, Geschichte, und sei es nur in minuziösen Teilaspekten, vollständig im Gewand der Vergangenheit zu rekonstruieren oder gar in ihrer Totalität zu erfassen, muß scheitern, da sie dem genuinen Charakter von Geschichte als Konstruktionen und Rekonstruktion von Vergangenheit aus der Perspektive der Gegenwart widerspricht." Daher werden im Museum für Stadtgeschichte, z. B., die Erläuterungstafeln datiert und unterschrieben sein: das Museum vermittelt nicht die absolute Wahrheit, sondern zeitlich gebundene Erkenntnisse. "Eine Ausstellung ist erst dann wirklich historisch, wenn sie dem Besucher das Wiedererkennen wie die Fremderfahrung als Zeitdifferenz-erfahrung vorführt und ihm damit die produktive Reflexion auf die gegenwärtige Situation und vor allem die Zukunftsperspektiven ermöglicht" (Heinrich Theodor Grütter).

*

Die Redaktion bedankt sich bei den Autoren und Autorinnen dieses Dossiers sowie bei Marie-Paule Jungblut und Guy Thewes vom Stadtmuseum und bei den ArchäologInnen des Staatsmuseums für ihre Informationen und die Vermittlung von Kontakten.

"Eine Ausstellung ist erst dann wirklich historisch, wenn sie dem Besucher das Wiedererkennen wie die Fremderfahrung als Zeitdifferenz-erfahrung vorführt und ihm damit die produktive Reflexion auf die gegenwärtige Situation und vor allem die Zukunftsperspektiven ermöglicht."
H. Th. Grütter